

Lüthi Lüthi & Co.

Autor(en): **Wirz, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **303 (2020)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-869404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lüthi Lüthi & Co.

ILLUSTRATION VON CYRILL MOSER, MAGMA BERN

Die Geschichte, die ich hier weitergebe, ereignete sich in den Dreissigerjahren des vorigen Jahrhunderts. Mein Vater erzählte sie oft. Jedoch nicht aus eigenem Erleben. Denn sie hatte sich vor seiner Zeit zugetragen und war ihm von seinem Vater übermittelt worden.

In unserem Dorfe drängt sich alles, was von Alters her wesentlich ist, dicht zusammen, gleich den Schulbuben, wenn man einen Apfel unter sie geworfen hat, und alles hat seinen unveränderten Bestand: das Schloss der Herren von May, die Kirche mit Pfarrhaus und der Gasthof zum «Ochsen». Der zum «Leuen» ist eine neuere Gründung; die uralte Platane davor beweist gar nichts dagegen.

Was sonst noch da ist, sah damals, vor hundert Jahren, bedeutend bescheidener aus als heutigen Tages. Ich selbst habe in meiner frühesten Jugend noch manches Haus mit tief herabgezogenem Strohdach gesehen, das dann plötzlich irgendwem und irgendwie im Wege stand und abgerissen werden musste, und trage von der und jener verschollenen Ecke noch den Geruch in der Nase, den es nur einmal und nur hier gegeben hat und der zugleich mit der Ecke für immer verschwand.

Der Mann, von dem ich berichten werde, war der Holländer-Lüthi.

Manche liessen seinen Geschlechtsnamen fallen und nannten ihn auch bloss den Holländer. Denn er hatte nach seinen eigenen Worten «glorreich in der holländischen Kolonialarmee gedient, grosse Kriegstaten verrichtet und mehrere Wunden empfangen», sodass er schliesslich invalid wurde und mit einer kleinen Pension und mit den besten Wünschen der Königlich Niederländischen Regierung in die schweizerische Heimat entlassen werden musste. So einer war er.

Aber wie es bei uns nun einmal zugeht: Erstens sind die Leute sofort bei der Hand mit dem Worte «blaguieren», und zweitens glauben sie sowieso höchstens die Hälfte von dem, was ihnen irgendeiner erzählt. Und wenn da nun einer, um sie dennoch für sich einzunehmen, besonders grosse Töne redet, dann hat er es erst recht bei ihnen verspielt. Dann sind sie sogar froh, zu Abwechslung einmal auf einen zu stossen, der besonders dumm ist, sodass man ihn ungescheut verachten kann. Denn sie werfen jede Aufschneiderei und jedes begeisterte Singen und Sagen aus lauter Nüchternheit, die sich vorsieht, in den gleichen Topf. Da sind Salz und Pfeffer, Hopfen und Malz verloren. Nun war aber unser Holländer gar nicht auf den Kopf gefallen.

Er merkte bald, wie viel er verdorben hatte. Eigentlich alles. Sodass nichts mehr zu reparieren war. Darum gab er sich mit dem Reparieren auch gar nicht weiter ab, sondern ging ungesäumt zum Angriff über. Das heisst: Er tat nach seiner Art und mit seinen Mitteln das, was seinen Mitbürgern am allerwenigsten gefiel; er zog einen Teil der Dorfjugend an sich heran, erzählte den Knaben vom Kriege, beriet sie bei ihren Streichen und unterrichtete sie in Redensarten, sodass sämtlichen Grossmüttern und Basen, wenn es davon an ihre Ohren schlug, die spärlichen Haare zu Berge standen. Ausserdem trank er sich jeden Tag, den Gott bescherte, einen Rausch an. Was die Leute in ihrem Unverstand einen Rausch heissen.

In Wirklichkeit war es damit gar nicht so weit her. Er stellte sich oft nur so und konnte bei Weitem mehr vertragen, wenn es schon einmal darauf ankam. Seine «Räusche» aber schief er nicht bei sich zu Hause aus, sondern irgendwo. Meistens in einer fremden Scheune

(die verdammten Hundeviecher waren ihm auch alle gewogen!). Oder im Garten des Pfarrers oder des Doktors, oder auch einfach neben dem Brunnen auf dem Dorfplatz. Er brauche frische Luft, behauptete er. Er sei halt weder ein Duckmäuser noch ein Moraler, sondern ein ehemaliger Königlicher Soldat.

Dass er im Gasthaus zum «Ochsen» nicht mehr so recht auf seine Kosten kam, weil dort des Abends die Vornehmern und Brävern ihm ostentativ ihre Hinterseite zuwandten, also jene, «deren künftige Himmelfahrt der Pfarrer bestimmt nicht zu bezweifeln wage, und der Mediziner gleichfalls nicht», das schien ihn zwar nicht sonderlich zu stören. Denn es war «zur Vervollständigung des Lokalkolorits auch reizvoll, trotzdem dazuhocken», wie er sich gebildet ausdrückte. Und im Übrigen wartete er eben, bis dann und wann einmal ein Fremder hereingeschneit kam, zu dem man sich setzen und an den man sich mit seinen Belehrungen wenden konnte.

In der Regel beschränkte sich der «Ochsen»-Wirt darauf, ihm täglich nur drei Gläschen Schnaps zuzubilligen. Am liebsten hätte er überhaupt nicht mehr an ihn ausgeschenkt und ihn der Gaststube verwiesen. Doch aus den Redensarten des lästigen Zuläufers plagte ihn die Angst, der werde sich das keineswegs gefallen lassen und zünde ihm am Ende noch die Bude an.

Lieber Gott, dem Holländer-Lüthi lag so etwas völlig fern. Aber er hatte kein Lust, der Meinung des «Ochsen»-Wirtes entgegenzutreten.

Als die Spannung, die das alles machte, den höchsten Grad erreichte, ereignete sich im Dorf ein Nachtbubenstreich, der zum Himmel schrie und jedenfalls das Mass dessen bei Weitem überschritt, was man billigerweise hingehen lassen konnte. Man sprach allgemein von einer moralischen Verworfenheit, wie sie sich seit Menschengedenken nicht mehr hervorgewagt habe, und gab ungescheut seiner Überzeugung Ausdruck, es müsse der unheilvolle Einfluss des beschwerlichen Holländers dahinterstecken. Dies umso gewisser, als die Täter völlig im Dunkel blieben.

Bald darauf stand der Name des Invaliden insgeheim auf der Traktandenliste des Gemeinderates, und Arzt und Pfarrer waren als beratende Instanzen aufgeboten.

Der Arzt teilte mit, dass man in der kantonalen Irrenanstalt auch Kuren an Trinkern vornehme, mit dem Endzweck natürlich, sie von ihrem Laster zu befreien.

Und der Pfarrer, ein älterer Mann, setzte auseinander, inwiefern hier eine öffentliche Pflicht moralischer Natur vorliege.

Kurz, beide Herren suchten jenen Mitgliedern des Rates den Rücken zu stärken, die noch schwankend waren und sich nicht gerne an einem Entschluss beteiligten, der in das Leben eines Mitbürgers eingriff.

Und so endete denn die Sitzung mit einem Auftrage des Gemeinderates an den Gemeindepräsidenten, der gleichfalls Lüthi hiess, von Stund an auf den Holländer sein besonderes Auge zu haben, das heisst: einen gehörigen Rausch des fragwürdigen Bruders abzuwarten, dann aber ungesäumt zuzupacken und den Schlafenden im Pferdewagen nach Königsfelden in die Irrenanstalt zu bringen. Inzwischen werde der Arzt an die Anstaltsleitung schreiben, damit man dort bei seinem Einrücken im Bilde sei.

Wenige Tage später gelang der Anschlag – nach einer geheimen Verabredung zwischen Gemeindepräsident und «Ochsen»-Wirt!

Und obwohl der Holländer dem Frieden nicht traute, als er gleich beim Eintreten in die Gaststube merkte, dass sich «der üble Hotelier» freundlicher benahm, und deutlich Lunte zu riechen vermeinte, als beim Fälligwerden des vierten Gläschens nicht in der üblichen Weise abgeblasen wurde, sondern im Gegenteil die Anfrage an ihn erging, ob er nicht noch mehr wolle, was er selbstverständlich bejahte – obwohl also sein Misstrauen wach geworden war, so freute er sich doch der allseitig guten Stimmung und trank und erzählte vom Golde der Könige in Sumatra, das dortzulande in solchen Mengen gestapelt liege wie bei uns die Kartoffeln und die bösen Mäuler und der Unfriede und das Bescheidentun. Mit Absicht sagte er solche Sachen.



Wenn sie die gute Stimmung zerstörten, dann durfte er beruhigt sein. Wenn aber die Zuhörer mit Milde darüber hinwegglitten, «als seien ihre Kleider vor einer halben Stunde im Himmel gebürstet worden», dann, Lüthi, sei auf deiner Hut!

Und sie übersahen seine Anwürfe mit Milde.

Er aber schmiss es ihnen in die scheinheiligen Gesichter, dass sie etwas mit ihm vorhätten. «Sauhunde, die ihr seid!», sagte er, die Stimme plötzlich zum Flüstertone dämpfend und die Tischgenossen nacheinander in die Blicke fassend. «Nicht einmal einen alten verdienten Invaliden könnt ihr in Ruhe lassen. Wen und was verschont ihr eigentlich? He?»

Er nahm sein Glas, betrachtete es einlässlich, klopfte damit wiederholt auf den Tisch, sodass ein Teil des Inhaltes über die knorrigen Finger lief, trank den Rest, liess sich aufs Neue einschenken, trank zum andern Male bis auf die Neige, sank auf die Stuhllehne zurück, stopfte die Pfeife, setzte sie in Brand, qualmte – und verweigerte von da an auf jedes Zureden, auf jede Frage die Antwort, als hätte ihn schwere Betrunkenheit übernommen.

Später erschien auch der Herr Gemeindepräsident, der, ohne Abtinent zu sein, was damals noch zu den schimpflichen Seltenheiten gehörte, nur trank, um nicht aus der Gewohnheitsordnung zu fallen.

Der Holländer schien ihn überhaupt nicht zu bemerken. Seine Züge wurden umso schlaffer, je tiefer er ins Glas guckte.

Als man so etwas schon nicht mehr von ihm erwartete, fuhr er plötzlich von seinem Stuhle hoch. Er gelangte verhältnismässig aufrecht zur Türe. Dort wandte er sich noch einmal der erstaunten Tafelrunde zu. «Ich bezahle morgen!», erklärte er gemessen. «wie viele sind es gewesen, <Ochsen>-Wirt? – So, vierzehn. Auch ich habe vierzehn gezählt. Macht vierzehn Batzen. Verdächtig, wenn wir beide einmal gleicher Meinung sind! Wünsche allseits eine gesegnete Nachtruhe.»

Damit verschwand er.

Nach Hause, wie sie feststellten. Und stark schwankenden Ganges, wie sie vor dem Auseinandergehen bemühten.

Eine Stunde später aber fand man ihn nicht dort, sondern auf dem Friedhof hinter dichtem Gebüsch, an die Kirchenmauer gelehnt. Ein tiefes Geschnarche verriet seinen Standort dem Sohn des Gemeindepräsidenten. Der holte den Vater herbei. Beide ergriffen ihn behutsam, dass er nicht etwa erwache. Aber offenbar lag er in völliger Besinnungslosigkeit. Sie trugen ihn zum Wagen, zogen ihm einen Mantel über, packten ihn in eine Ecke, schlugen das Verdeck hoch. Der Vater setzte sich auf den Bock. Der Sohn ging schlafen. Das Pferd fiel in die Stränge, und die muntere Fuhre begann.

Von Zeit zu Zeit warf der Kutscher einen Blick zurück, um sich seiner Last zu vergewissern. Auch hielt er das Ohr beständig nach hinten gespitzt, und in seinem Kopfe lag vorbereitet, sowohl was handgreiflich vorzukehren sei, wenn der Mann sich etwa anschickte, insgeheim auszurücken oder sonst einen Widerstand zu versuchen, als auch was ihm mitzuteilen wäre, falls er sich für gewisse Angaben interessierte. Allein allem Anscheine nach reichten das Rütteln und Holpern nicht tief genug, durch die Abgründe des Bewusstlosen hinab, um das Bewusste aufzustöbern.

Indessen wurde es Tag. Man passierte die Kantonshauptstadt Aarau. Man näherte sich dem Dorfe Wildeggen am westlichen Ende des Kestenberges, wo heute die vielen Zementfabriken ihr landschaftliches Lasterwesen treiben.

Hier erwachte unser Mann und erkannte seine Situation.

Aber er liess Vorsicht walten. Er gab sich den Anschein, als schliefe er noch immer. Er schnarchte sogar ein wenig und führte derweilen hinter dem Rücken des Kutschers die alten Augen spazieren, um die Gegend zu erfassen. Im Kopfe sauste es böse. Aber das war jetzt wurst.

Er erkannte die Landstrasse, auf der sie rollten. Auch die Personalien des Kutschers verloren sehr bald für ihn das Geheimnis. Und natürlich unternahmen sie diese Fuhre «zu seiner Vernichtung, die Herren Strassenkehrer Gottes». Jaja, er erinnerte sich an alle Einzelheiten des gestern gehaltenen Abends. Entsprin-

gen nützt da gar nichts. Wie bald hätten sie ihn wieder aufgegriffen! Der Schinznacher Wald ist kein Dschungel auf Borneo! Das musste er anders anpacken. Vor allem musste er rechtzeitig erkennen, was sie eigentlich vorhatten, um dann im entscheidenden Augenblicke der Sache zu steuern. Wie, war ein Frage für sich. Es wird sich finden. Denn ein bisschen geschliffener als diese rein ländliche Sorte Lüthi ist er am Ende schon.

Vor der Stadt Brugg bog der Gemeindepräsident nach rechts ab. Da aber befand sich nahebei die Irrenanstalt Königsfelden, von deren verschiedenen Fakultäten man dem Holländer auch schon und nicht ohne Anzüglichkeiten gesprochen hatte. «Aha!», sagte er sich. «Nun, wir werden ja sehen, Herr Lüthi.» Auf alle Fälle mal brachte er Haare und Kleider in eine bessere Ordnung.

Und richtig: Der Kutscher hielt dicht vor dem Tor der Anstalt beim Portierhäuschen an. Er stieg aus. Er vergewisserte sich noch einmal des Schlafes seiner Fuhre, trat dann hinter den Wagen, versah den Kopfsack mit Haber und schritt aussen herum zum Pferde, ihn dem braven Tiere umzuhängen. Diesen düsteren Augenblick ersah sich der Holländer.

Er stieg gleichfalls aus.

Er legte unbemerkt die zwei Schritte zurück, die es brauchte, um zum Tore zu gelangen, und hatte Glück, dass jetzt auch der Portier herantrat, um zu sehen, was es gäbe.

Der Invalide nickte ihm ernsthaft zu, wie es sich für den verantwortlichen Träger einer öffentlichen Mission geziemt. Er hauchte mit halblauter Stimme: «Ich bringe Euch da einen. Man kann ihn zwar schon noch gebrauchen. Aber er ist etwas merkwürdig, weil er manchmal meint, er sei der Gemeindepräsident von Schöffland. Auch säuft er hin und wieder. Nicht zu knapp.» – «Ist gut!», antwortete der also ins Bild Gesetzte verständnisvoll und mit einem prüfenden Blick nach dem Pferde, wo der künftige Anstaltsinsasse noch in Tätigkeit war. «He!», sagte jetzt der Holländer, mit der Schulter nachlässig gegen den Torpfeiler gelehnt. «Ihr macht aber lang, Lüthi. Seid Ihr

bald fertig mit dem Klepper? Ich warte. Beeilt Euch doch!»

Neben dem Kopf des Pferdes tauchte das Gesicht des erschreckten Gemeindepräsidenten auf. «Was!», rief er, Ihr seid ja schon ausgestiegen. Da habt Ihr Euren Sarass im richtigen Augenblick ausgeschlafen.»

Mit hastigen Bewegungen und sichtlich in Verlegenheit gesetzt, trat er herzu. Er legte besitzerisch die Hand auf die Schulter des Holländers und sprach, würdevoll an den Portier sich wendend: «Ich bin der Gemeindepräsident von Schöffland.» Zu weiteren Mitteilungen kam es nicht. Denn der Holländer streifte die Hand gutmütig von sich herunter. Er guckte seinem Herrn Lüthi beinahe väterlich ins Gesicht, tätschelte seinen Arm, liess ihn nicht aus den Blicken und sagte, für den Portier gemünzt: «Solches Zeug macht er halt. Eine vollständige Verdrehung. Sollte man es für möglich halten?»

«Kommt als einmal vor!», mischte sich der Portier kenerisch in die Sache und öffnete das Tor.

Herr, Lüthi, Gemeindepräsident, trat ein, von seinem Gefährten dazu angeschoben. Das Tor schloss sich hinter ihm. Und der Holländer blieb draussen. «Halt!», rief der geprellte Sendling in plötzlichem Begreifen. «So geht das nicht weiter. Ich sagte Euch doch schon: Ich bin der Gemeindepräsident von Schöffland. Und mein Auftrag ist, diesen Säufer bei Euch

WETTBEWERB

Berns Nachbarkantone

Das Wallis (Valais) gehört mit Freiburg und Bern zu den drei zweisprachigen Kantonen der Schweiz. Mit 135 km weist es von allen angrenzenden Kantonen die längste Grenze zu Bern auf. Auf seinem Gebiet liegen die höchsten Erhebungen unseres Landes; die höchste ist die Dufourspitze mit 4634 m ü.M. Insgesamt verbinden von den sieben Passstrassen deren zwei das Wallis mit Bern.

Siehe Wettbewerbsfragen auf Seite 102

einzuliefern, dass er gebessert werde und mit seinem liederlichen Lebenswandel der Gemeinde nicht länger zur Schande gereiche. Schluss jetzt mit der Kalberei!» Indes der Holländer sich überrascht, ja zornig gab: «Die Schlufi im Dorf müssen ihm das gesteckt haben! Denn, was er da kaut, ist genau der Auftrag, den ich empfangen habe.» Er fasste sich. Er hing sich in die Gitterstäbe, streckte die Nase hinein und fuhr fort: «Lüthi heisst er. In holländischen Diensten hat er viele Jahre glorreich gefochten. Sie haben ihn pensioniert. Leider wiegelt er auch noch unsere Jugend auf. Sonst ist es wirklich schade um ihn. Behandelt ihn gut. Es steht alles im Briefe geschrieben. Lest ihn noch einmal durch!» Das Letzte sagte er in einem plötzlichen Einfall und auf Geratewohl.

Herr Lüthi, Gemeindepräsident, rief alles Erdenkliche zum Zeugen an, als er auch das mit angehört hatte. Energisch setzte er sich dem rohen Zugriff des Portiers zur Wehr. Doch dieser Gewaltmensch rang ihn kurzerhand nieder.

«Soll ich hereinkommen und behülflich sein?», hatte der Holländer noch die Genugtuung, sich anzubieten.

«Nicht nötig!», schnaubte der Angeredete zurück. «Wir sind schon mit ganz andern Nummern fertig geworden.»

Der Holländer hing den Futtersack des Pferdes wieder aus. Er schlaufte das Gebiss des Zaumes ein und fuhr davon.

Nach Hause natürlich.

Um die Richtung brauchte er sich nicht extra zu bemühen. Das Pferd wusste grösstenteils alleine Bescheid.

Es war am Nachmittag, als er vor dem Anwesen des Herrn Lüthi, Gemeindepräsident, in Schöffland vorfuhr, Mantel und Fuhrwerk abzuliefern.

Der Frau des Gemeindepräsidenten stand bei diesem Anblick fast der Verstand still. Ja, wo denn nun ums Himmels willen der Vater wäre, wollte sie wissen.

«Halt dort!», antwortete der Holländer mit einem Fingerzeig bescheiden und ohne Hohn. «Sie haben ihn statt meiner behalten. Lüthi ist Lüthi. Da kann es eine Verwechslung geben. Ich hätte ihnen die Schnauze hinhalten können, damit sie riechen, wo der Schnaps brennt. Allein, ich habe verzichtet. Und Eurem Manne ist in seiner Verdatterung nichts dergleichen eingefallen.»

Die Kunde von der geglückten Parade lief wie ein Lauffeuer durchs Dorf. Ein Eilbote befreite den Herrn Präsidenten aus seiner unvorhergesehenen Haft. Seine Ankunft im Dorfe erfolgte zur Nachtzeit. Am folgenden Morgen gab er seine sämtlichen Ämter und Würden den Behörden zurück.

Der Holländer schien sich von da an über seine Zukunft im Dorf ernsthafte Gedanken zu machen. Jedenfalls legte er auf allen Gebieten ein deutlich sichtbares Bestreben zur Besserung an den Tag. Ja, eines Tages schloss er sich sogar einer frommen Brüdergemeinde an, wie sie gerade damals in dieser Landesgegend ihren Einzug hielt. Wenn man ihm glauben will: um besser behütet zu sein, als er es selbst und alleine über sich vermöchte.

Und weil auch jener andere Lüthi und einstmalige Gemeindepräsident der gleichen Brüderschaft angehörte, söhnten sich die beiden unfreiwilligen Feinde wieder aus.

Nicht so viel später gründeten sie in schöner Gemeinsamkeit einen Kolonialwarenhandel: Lüthi Lüthi & Co., der als der erste in der Gegend seinen Aufschwung nahm und die schadhafte Reputation der beiden Firmeninhaber nach und nach wiederherstellte.

WETTBEWERB

Berns Nachbarkantone

Solothurn ist mit allen seinen Nachbarkantonen regelrecht verzahnt, so auch mit Bern. Die eigenwilligen Grenzen bestehen seit dem 16. Jahrhundert. Ausserdem gibt es drei Exklaven, wovon eine im Berner Gebiet: Steinhof. Die schmucke Stadt Solothurn ist zwar der Hauptort des Kantons. Was die Einwohnerzahlen anbelangt, wird sie von Olten und Grenchen übertroffen.

Siehe Wettbewerbsfragen auf Seite 102